



Die Narrenärztin

Roman

Anni Bürkl

Die Trägheit des Herzens spiegelt sich
in den Unterlassungen.

Jakob Wassermann

Teil 1

1

Wien, Frühjahr 1916

„Ich werde es mit Ihnen probieren, Fräulein Doktor Kranbach“, sagte Julius von Wagner-Jauregg, der Direktor der Wiener Nervenheilanstalt *Am Steinhof* salbungsvoll und strich über seinen dicken Schnurrbart.

Na endlich. Gott sei's gedankt! Hatten sich die vielen Bewerbungen für eine Stelle als Ärztin doch gelohnt. Betty lächelte höflich, während die Sonne den ehrwürdigen Mediziner von hinten beschien. Wie ein Heiligenschein hing der Lichtschein über seinem Kopf mit dem vollen Haar. Das Gesicht lag im Schatten des Gegenlichts, sodass Betty seine Mie-

ne nicht recht ausmachen konnte.

„Ich bedanke mich“, sagte sie freundlich, wie sie es gelernt hatte, und strich mit den feuchten Handflächen über ihr flaschengrünes Kleid, das beste, das sie noch hatte. Vorkriegsware, logisch. Es war ihr zu weit geworden, natürlich, zu essen gab es immer weniger. „Ich werde mich Ihres Vertrauens würdig erweisen.“

Umgangsformen waren so wichtig. An Umgangsformen konnte man sich anhalten, ohne lange nachzudenken, zum Beispiel, wenn man zu aufgeregt war. So wie Betty jetzt. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Sie hatte es geschafft! Sie war an ihrem Ziel. Endlich. Ein Jahr nach ihrer Promotion zur Ärztin, fünf Jahre nach Studienbeginn und 16 Jahre seit der Zulassung von Frauen zum österreichischen

Medizinstudium. Ihre Bewerbungen hatten lange ins Nichts geführt oder waren von den ehrwürdigen älteren Kollegen belächelt worden. Eine Frau, die untersuchte, womöglich nackte Männerkörper operierte, gehen S' bitte! Dabei wusste Betty genau wie alle anderen von den Massen an Verwundeten und Infektionskranken, die ständig von der Front auf den Wiener Bahnhöfen eintrafen und einer Behandlung bedurften.

Bei jemanden aus ihrem Studium um eine Stelle zu betteln, hatte sie sich nach einem Versuch selbst untersagt. Wie man so etwas wohl erfolgreich anstellte? Eigenlob stinkt, so hatte sie es gelernt. Bleib bescheiden, man wird dein Können erkennen. Von wegen! Sie pustete eine aufmüpfige Haarsträhne aus dem Gesicht.

Einen einzigen Professor hatte sie mit

ihrem Ansinnen angesprochen, noch bei der Promotionsfeier. Der hatte sich nur lachend in die Runde gedreht und sich über ihren Wunsch lustig gemacht.

Nein, da ging sie lieber den harten Weg und verfasste ein Bewerbungsschreiben nach dem anderen. Sie wollte es aus eigener Kraft schaffen. Und das war nun erreicht!

Betty schob die Promotionsurkunde „des Fräulein Elisabeth Kranbach zum Doktor der gesamten Heilkunde“ und das Arbeitszeugnis Doktor Bibendas zurück in ihre Mappe und sah sich im geräumigen, immerhin lauwarmen Bureau des Herrn Krankenhausdirektors um.

Die Sonne wärmte schon ein bisschen. Wagner-Jauregg lehnte sich hinter seinem weißen Jugendstilschreibtisch zurück. Hoffentlich gab ihr Magen jetzt

kein Knurren von sich.

Sie hatte eine Zusage bekommen. Sie würde hier als Ärztin eingestellt werden. Sie würde endlich tun, worauf sie so lange schon hinstrebte. Sie zwang ihre Füße auf dem blauen Perserteppich, ruhig zu bleiben, so wenig konnte sie es erwarten, anzufangen. Erwartungsvoll lächelte sie den Herrn Direktor an.

„Befristet bis Kriegsende“, fuhr er fort.

Betty nickte. Vielleicht würde ja bis dahin niemand mehr auf ihre Arbeit verzichten wollen.

„Und noch etwas. Ich kann Sie nur als Hospitantin beschäftigen. Mit einem kleinen Gehalt.“

Sie schluckte.

„Als Aushilfe eben, Sie verstehen.“

Nein, wollte sie sagen, ich verstehe nicht. Aber sie zwang sich weiter zu einem höflichen Lächeln.

„Mir sind da leider die Hände gebunden“, erklärte der Herr Direktor.

Sie vereinbarten, dass sie nächste Woche beginnen würde. Mit umfangreichen Verabschiedungen ging Betty Richtung Tür.

„Toi, toi, toi, Fräulein Doktor!“, rief ihr der Herr Direktor jovial hinterher. „Ach ja, und vergessen Sie nicht die Sommerzeit ab 1. Mai!“

Auch so eine Erfindung wegen des Krieges und des Mangels. Auf diese Weise sollte das Tageslicht besser genützt werden und damit die künstliche Beleuchtung durch Strom und Gas eingespart werden. „Ich werde meine Uhr um eine Stunde vorstellen“, versprach Betty.

„Es ist ja dann eine Stunde länger hell.
Ist doch schön.“

Sie drehte sich noch einmal zu ihm um, schob die runde Brille auf der Nase hoch und bedankte sich. Dabei machte sie einen falschen Schritt nach hinten und prallte mit der Schulter gegen den Türrahmen. Du liebe Güte, wie ungeschickt! Ihre Wangen wurden heiß, peinlich berührt murmelte sie noch einen Gruß und bemühte sich, mit Blick auf den Boden, würdevoll hinauszugehen.

Puh, geschafft.

Im Gang lag pflegeleichter Linoleumboden, auf dem Bettys hölzerne Kriegsschuhsohlen laute Geräusche machten. Sie blieb kurz stehen, atmete durch und rieb über die schmerzende Stelle an der Schulter. Schließlich trat sie aus dem Direktionsgebäude hinaus ins Freie, ganz

vorsichtig und langsam. Ihre Bewegungen waren fahrig. Ein lebhafter Frühlingswind ließ sie frösteln. Sie hielt ihr Gesicht in die Sonne.

Ich habe eine Stelle!

Während sie an den verschiedenen Pavillons vorbei die Serpentine hinunter zum Außentor ging, fuhr eine kleine Bahn mit rotem Triebwagen vorbei, die hoch aufgestapelte, weiße Wäsche transportierte. Wie praktisch! Und wie schön die Anlage war. Hier fühlte sich Betty sofort wohl. Diese Symmetrie, in der die weißen und ziegelfarbenen Pavillons für die Patienten angelegt waren, tat ihrem Auge gut und brachte die Ruhe zurück. Manche nannten den Steinhof auch „weiße Stadt“. Aus einigen Fenstern blickten Menschen heraus, manche winkten oder gestikulierten. Da die Fenster vergittert waren, nahm Betty an, dass es sich um

Kranke handelte.

Die Niederösterreichische Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geisteskranke am Steinhof in Wien war nach modernsten Prinzipien im Pavillon-Stil erbaut und 1907 eröffnet worden. Entworfen hatte alles Otto Wagner, es gab sogar eine eigene Kirche und ein Theater, in dem allerdings seit Kriegsbeginn ein Reservelazarett untergebracht war, wie Betty erfahren hatte. Sie bewunderte die kleinen Gärten zwischen den Krankenpavillons, die Bäume waren noch schmal und niedrig, dazwischen lagen Wiesen mit bunten Blumen. Wie erhebend das für die Kranken sein musste! So ein Umfeld konnte den angeschlagenen Nerven nur gut tun. In der Ferne waren die Berge zu sehen, Rax, Schneeberg, Anninger und wie sie alle hießen, Betty war keine Wanderin und kannte

nicht alle mit Namen.

Immer wieder blieb sie stehen, um sich umzusehen und tief den Duft des blühenden Flieders einzuatmen. Und hier durfte sie nun arbeiten! Was für ein Glückskind sie doch war. Betty lauschte den zwitschernden Vögeln, die in den Büschen herum flatterten. Ihr Blick wanderte zu einer goldenen Kuppel, das musste die Anstaltskirche sein, die weit oben thronte, als würde Gott selbst über alles wachen, alle beschützen, die Leidenden, ihre Angehörigen und das Personal.

Am streng blickenden Portier vorbei verließ Betty das Anstaltsgelände und trat auf die Straße. Hier sah es gleich anders aus. Pflastersteine fehlten, Erdlöcher waren gegraben worden, ohne dass dort gearbeitet wurde. Überall hinterließ der Krieg seine Spuren, weil auch die Bauar-

beiter einberufen worden waren und daher genauso wenig zu bekommen waren wie das Baumaterial und wenn, war alles viel teurer als früher. Die Stadt Wien sparte, wo sie konnte.

Betty warf einen letzten Blick zurück durch die Gitterstäbe des großen Tors der Heilanstalt, vorbei an der Portierloge, da ertönte ein lautes Geräusch hinter ihr. Die Hupe eines Automobils, ein Mann mit grauer Mähne am Steuer gestikuliert wild in ihre Richtung. Diese stinkenden, lärmenden Fahrzeuge waren schon vor dem Krieg immer häufiger geworden und keiner der Fahrer schien auf andere zu achten, schon gar nicht auf die, die zu Fuß unterwegs waren.

„Patientinnen haben drinnen zu bleiben!“, schnauzte der Fahrer sie an.

„Wie bitte?“ Sie schob die Brille ein

weiteres Mal hoch und blinzelte verdutzt. Ihr Blick fiel auf die Stahlfederbereifung, die den üblichen Gummi ersetzte, der wie Metalle, Flaschen, Wolle oder sogar Zeitungen für die Kriegsproduktion eingezogen wurde. Sie grinste. Ganz ohne Einbußen ging es für niemandem ab, seit Kaiser Franz Josef Serbien wegen des Attentats in Sarajewo den Krieg erklärt hatte, nicht einmal für die Reichen. Zumindest war das Automobil nicht komplett fürs Militär konfisziert worden.

Noch einmal schrillte die Hupe. „Aus dem Weg! Hinein!“

„A-aber ich bin keine Patientin“, brachte sie heraus. Sie bemerkte, wie der Portier sich neugierig aus seiner Loge beugte.

„Ach, was dann? Angehörige? In diesem Fall gehen Sie mir doch bitte eben-